Lekan Adams

Das Vermächtnis der Yoruba

Anders als die anderen Autoren dieses Hefts, die Lagos während der Kolonialzeit als eine gesunde und blühende Stadt beschreiben, sieht Lekan Adams Anfang und Ursache für deren katastrophale Entwicklung in der Ausbeutung, die mit jeder Kolonisation einhergeht, und in der Zerstörung einer ursprünglich in sich stabilen Gesellschaft, die dem einzelnen seinen Platz zuwies, ohne dass es dafür einer gesellschaftlichen Hierarchie bedurfte. Eigentlich wünscht er sich die städtische Organisation zurück, wie sie die Yoruba (von denen die meisten Einwohner von Lagos abstammen) für sich gefunden hatten, ist sich aber sehr wohl bewusst, dass das angesichts der Bevölkerungsexplosion ein müßiger Gedanke ist. Das unkontrollierte Wachstum, das jegliche Planung ad absurdum führt, mit allen nur möglichen Mitteln einzudämmen und Lagos gleichzeitig in mehrere Subzentren zu zerlegen, scheint ihm der erste, der wichtigste Schritt, um gegen noch mehr Armut und noch mehr Gewalt vorzugehen.

Lagos, verortet auf dem dritten östlichen Längengrad und dem sechsten nördlichen Breitengrad, ist Nigerias wichtigster Hafen und sein ökonomisches Zentrum. Bis Dezember 1991 war Lagos auch Sitz der nigerianischen Regierung. Seine bescheidenen Anfänge liegen etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts, als auf einer etwas abgelegenen Insel allmählich eine Stadt heranwuchs. Heute ist es schwer zu sagen, wie groß Lagos wirklich ist, weil die sogenannte Metropolitan Area ein großes Stück von Lagos State okkupiert und selbst noch Teile des benachbarten Ogun State vereinnahmt. Lagos ist der Knotenpunkt aller sozialen wie wirtschaftlichen Aktivitäten Nigerias, man könnte sogar sagen, ganz West Afrikas. Hier leben etwa zehn Prozent der Bevölkerung Nigerias, und täglich werden es mehr und mehr. Lagos ist die einzige Stadt, die ohne Zuschüsse der Zentralregierung auskommen muss und es schafft, ohne sie auszukommen. Deshalb ist sie auch so anziehend für die Menschen aus dem Hinterland, die weiterhin zuhauf in die Stadt strömen. Wenn man von Lagos als einer Stadt der Superlative redet, was meint man eigentlich damit? Etwa die teuersten aller Wagen, die über die schlechtesten aller Straßen rumpeln, oder die verkommensten aller Slums, die sich nahe an die schimmernden Hochhäuser heranschieben? Ich habe sechs Jahre in Brasilien gelebt und die Favelas in Rio de Janeiro, São Paulo und anderen südamerikanischen Städten gesehen. Nichts von alledem lässt sich vergleichen mit den Slums von Lagos, ob sie nun Badiya, Amukoko oder Isale-Eko heißen. Es gab Zeiten, da glaubte man noch, dass wirtschaftliches Wachstum und Verstädterung zusammengehen, dass das eine nicht denkbar sei ohne das andere. So jedenfalls lautete die Lehrmeinung an den Universitäten, bis die Megastädte der Dritten Welt die Theoretiker eines Besseren belehrten. Ohne jedes wirtschaftliche Wachstum explodierten die Ballungsräume in den unterentwickelten Ländern und ließen die der Industrienationen bald hinter sich. Ursprünglich hatte man sich das Wachstum der Städte in der Dritten Welt als Folge einer beginnenden Industrialisierung erklärt und erwartet, dass sich ihre Entwicklung, ähnlich wie in Europa, von Stufe zu Stufe vollziehen würde. Diese Rechnung ging nicht auf. Der Vergleich einer europäischen oder amerikanischen Stadt mit einer Stadt der Dritten Welt ergibt, dass die Städte der Industrienationen bei gleicher Bevölkerungszahl einen viel höheren Grad an Industrialisierung aufweisen und immer aufgewiesen haben. Die Theoretiker brauchten also einen neuen Begriff. Sie nannten das immense Wachstum ohne entsprechende wirtschaftliche Basis „Hyperurbanisierung“. Die allerdings beschleunigt das wirtschaftliche Wachstum trotz der vielen potentiellen Arbeitskräfte nicht, im Gegenteil, sie hemmt es, weil die große Menge der Un- oder Unterbeschäftigten die Ressourcen wie Wasser oder Elektrizität aufbraucht, statt sie durch Arbeit mehren oder aufwerten zu können.

Ursprünglich war Lagos (der Name ist eine Ableitung von dem portugiesischen Wort für Lagune) eine traditionelle afrikanische Stadt, die sich um den Palast des Oba und den angrenzenden Markt gruppierte. Die Häuser waren aus Räumen verschiedener Größe zusammengesetzt, in deren Mitte sich immer ein irgendwie gearteter offener Raum befand. Es ist nicht ganz einfach, sich vorzustellen, dass es in dieser freien, gewissermaßen chaotischen Anordnung auch so etwas wie eine übergreifende Ordnung gab. Professor Akin Mabogunje, ein nigerianischer Geograf, hat versucht herauszufinden, wieso und warum aus den vorindustriellen Siedlungen der Yoruba (der Bevölkerungsgruppe, von der die meisten Einwohner von Lagos abstammen) größere Städte wurden. Seiner Meinung nach war der Handel die treibende Kraft, der Handel zwischen den Yoruba und ihren sudanesischen Nachbarn. In dem Maße, in dem der Handel wuchs, wuchsen auch die Ansiedlungen. Bevor die Kolonialherren im 19. Jahrhundert das Land für sich beanspruchten, waren neun von zehn Ansiedlungen in dem Landstrich, der heute Nigeria heißt, Gründungen der Yoruba. Untersuchungen von William Baskell, einem Sozialwissenschaftler an der University of California, ergaben, dass noch 1931 das Wachstum der Städte zwischen fünf- und zehntausend Einwohnern in Nigeria nicht schneller war als in vergleichbaren Städten in den USA oder Kanada und die Dichte in diesen Städten der in Frankreich entsprach.

Doch auch diese Größenordnung verlangte schon nach einer besonderen Form der Verwaltung, und die gab es. Die Yoruba hatten, vor allem unter dem Oyo-Reich, eine politische Organisation entwickelt, die in Afrika ihresglei-

Straßenhändler in Oshodi geben eine Showeinlage für Fotografen und Zuschauer.
Oshodi um sechs Uhr morgens: Die Händler vom Land und aus den Außenbezirken kommen in die Stadt, um ihre Waren anzubieten.

chen suchte und die ein Nigerianer von heute sich eigentlich zurückwünschen müsste. Raum und Kultur waren im Gleichgewicht (obwohl die Kultur eine niedrigere Rangordnung einnahm), denn alle sozio-kulturellen Strukturen fanden ihr Abbild in der Organisation des Raumes. Man lebte ganz dezidiert in einer Gemeinschaft, deren Mitte durch den Königspalast, den in der Nähe liegenden Markt und den Platz zwischen beiden definiert war. Der Hof in der Mitte der Wohnhäuser diente der Arbeit und der Muße gleichermaßen, und rund um den Hof gruppierten sich Funktionsräume unterschiedlicher Größe. Vom Grundriss und vom Aussehen der Häuser ließ sich keinerlei Aussage in Bezug auf den sozialen Status der Bewohner machen, nur die Größe des jeweiligen Hauses verwies auf Reichtum oder Armut. So wohnten die Yoruba.

Mit der Kolonialisierung durch die Engländer wurde alles anders. Was sich zuvor organisch und quasi lautlos entwickelt hatte, wurde jetzt durch eine von außen kommende Kraft auf allen Ebenen umstrukturiert. Die sozialen und wirtschaftlichen Folgen waren enorm. Zugegeben, es gab keine Hochhäuser in der Stadt der Yoruba, es gab aber auch keine Slums. Und die Straßen, obwohl nicht geteert, waren sauber.

Die Politik der Kolonialherren implantierte eine unvollständige und vom Mutterland abhängige Wirtschaft, sie griff gleichzeitig zutiefst in die geistige und soziale Entwicklung des Landes ein, das, bis dahin selbstständig, sich plötzlich als ein unterdrücktes erleben musste. Traditionelle Praktiken, wie zum Beispiel die gemeinsame Bestellung des Bodens, die als soziale oder religiöse Verpflichtung angesehen worden war, fielen der Ökonomisierung anheim. Jeder einzelne Wesenszug der traditionellen Kultur sah sich einem Transformationsprozess ausgesetzt, was am Ende bedeutete, dass die frühere geistige, soziale und wirtschaftliche Einheit sich nun aus lauter Widersprüchen zusammensetzte. Das Ergebnis war nicht wirklich modern, aber es hatte von den alten Strukturen auch nichts herüberretten können. Was blieb, war ein Kompositum aus missverstandenen Wertvorstellungen und diffusen räumlichen Umsetzungen. Die Mehrzahl derer, die zuvor ihren Platz in den traditionellen ökonomischen Strukturen eingenommen hatten, wurde in der neuen kapitalistischen Gesellschaft heimatlos. Alle ihre Bindungen und Verbindungen waren wertlos geworden, was ihnen blieb, war ihre Arbeitskraft, und die mussten sie nun in den Städten zu niedrigen Tarifen verkaufen. Die Folgen der Aufhebung all dessen, was einst das Leben strukturiert hatte, waren verheerend: Nichts war mehr verbürgt, weder die Werte der alten Welt, deren Unzulänglichkeit die neue Welt anscheinend bewiesen hatte, noch die der neuen Welt, die den Yoruba verschlossen blieb.

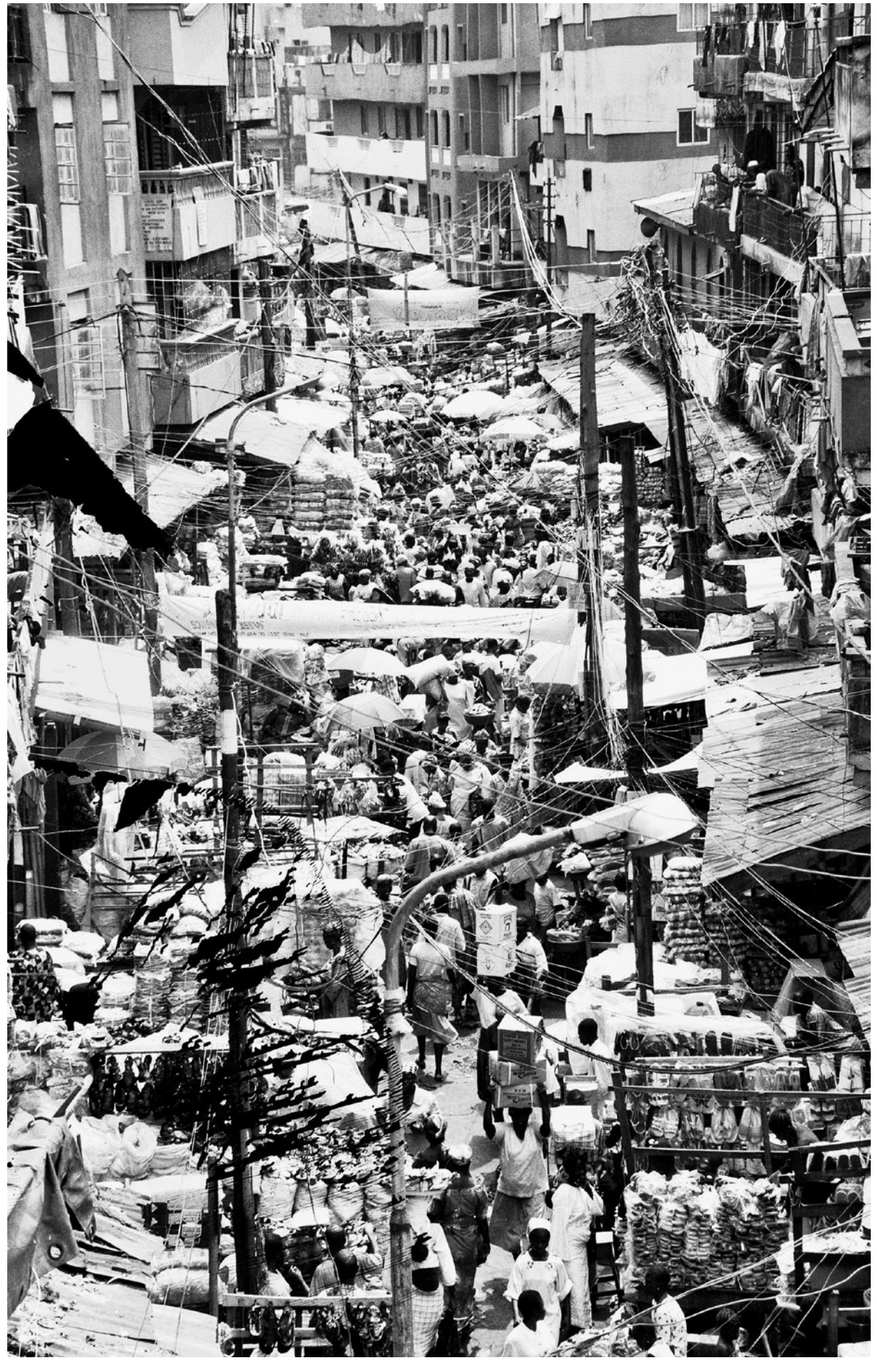
Bis heute hat die Mehrzahl der nigerianischen Städte zwei Zentren: das traditionelle, vorindustrielle, dessen räumliche Ordnung längst nicht mehr gilt, weil es inzwischen zum Slum verkommen ist und unter schier unlösbaren infrastrukturellen Problemen leidet, und ein Zentrum, das auf die neuen wirtschaftlichen Aktivitäten zugeschnitten wurde und die soziale Hierarchie der Kolonisatoren abbildet. Die Kolonisatoren schufen also parasitäre „westliche“ Städte, einzig dazu da, den Mehrwert aus dem kolonisierten Land abzuschöpfen und ihn ins Mutterland zu transferieren. Aus diesen Blut saugenden Städten entwickelten sich die Megastädte von heute. Ihre wie Zitadellen hoch aufragenden Kerne sind umgeben von den Hütten der Armen und Ärmsten, und sie haben bis auf den heutigen Tag nichts anders im Sinn, als aus der Lebenskraft des Landes ihren Profit zu ziehen.

Wenn ein Mensch seinem kulturellen Milieu entfremdet wird, sei es durch Kräfte von außen (zum Beispiel Kolonisation) oder durch einen Verfall der inneren Ordnung, folgt als erster Schritt seine Desorientierung in der Welt, und als zweiter, unvermeidbar, seine materielle Entwurzelung, was heißt, er verarmt. Umgekehrt lässt sich aber genauso gut sagen: Einer, der verarmt, verliert auch psychologisch den Boden unter den Füßen. Diejenigen, die sich nun im doppelten Sinn an den Rand gedrängt fühlen, sind nicht mehr immun gegen Gewalt, und wer die so genannten „area boys“ als verkommene, minderbemittelte Jugendliche abtut, hat wenig begriffen. Niemand weiß, wie viele von ihnen auf den Straßen dieser herzlosen Städte leben, schlafen, betteln, stehlen, kämpfen – und oft auch sterben. Was sich dort abspielt, ist eine unvermittelte Konfrontation der Ärmsten mit den Begüterten. Die Ärmsten wehren sich nur, Hungers zu sterben, während sie die Reichen tafeln sehen. Sie wissen, sie sind nicht schuld an ihrer Lage, die Reichen sind es. Und deshalb ist es vielleicht nur gerecht, dass die Reichen nicht in Ruhe gelassen werden. Die „area boys“ sind nur die Vorhut einer ganzen Armee von Armen. Sie verfolgen die Begüterten wie Fliegen und erinnern sie an die Armut, die sie mit ihrem Lebensstil verursachen. Sie verhöhnen, berauben, terrorisieren die Mittelklasse, sie versuchen, etwas von dem wieder an sich zu bringen, was ihnen durch Unterdrückung genommen wurde.

Nigerias Bevölkerung ist inzwischen auf etwa 125 Millionen Menschen angewachsen und wächst Jahr für Jahr weiter um 3,4 Prozent. Zum Vergleich: Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts nahm die Weltbevölkerung jährlich um maximal 0,5 Prozent zu, ab 1940 um ein ganzes Prozent und in den siebziger Jahren um 1,8 Prozent, was damals schon als erschreckend hoch empfunden wurde. Nigerias Bevölkerung wird sich in den kommenden zwanzig Jahren verdoppelt und sich zehn Jahre später verdreifacht haben. Im Jahr 2050 wird Nigeria sechshundert Millionen Einwohner haben. Die meisten von ihnen werden dann in der Region Lagos leben oder sich dorthin aufmachen.

Man braucht nicht viel Fantasie, um sich das zukünftige Szenario auszumalen, denn die Anzeichen dafür sind alle schon da: Es wird mehr und mehr Slums, mehr und mehr bewaffnete Raubüberfälle, mehr Betrügereien und mehr Fälle von Aids geben, und immer weniger Wasser, Elektrizität, Brennstoff, immer weniger befahrbare Straßen, Schulen und Krankenhäuser. Was wir für die Zukunft voraussehen können, ist zutiefst entmutigend. Schon heute ist der allgemeine Lebensstandard so niedrig, dass er nach schnellen Reformen schreit. Ungeachtet dessen galoppieren die Bevölkerungszahlen voran wie ein gedoptes Pferd.

Was sofort getan werden muss: Lagos muss durch neue Subzentren entlastet werden, es kann die ihm auferlegte Bürde jetzt schon kaum noch tragen. Noch wichtiger aber: Es müssen Mittel und Wege gefunden werden, um das rasante Bevölkerungswachstum zu stoppen. Wir befinden uns in einem Rennen gegen die Zeit. Alle Maßnahmen, die dazu dienen sollen, den Lebensstandard der Bevölkerung zum jetzigen Zeitpunkt zu erhöhen, sind sinnlos angesichts dessen, was auf uns zukommt.



Der Stadtteil Eko auf Lagos Island ist einer der am dichtesten besiedelten Slums der Stadt. Tagsüber verwandeln sich die Straßen in lineare Märkte, über die ein nie abreißender Menschenstrom wogt, wie hier auf dem Balogun Market. Die Überbelegung der Wohnungen ist bereits heute extrem hoch und der allgemeine Lebensstandard erschreckend niedrig. Nigerias Bevölkerung wird sich in den kommenden 20 Jahren verdoppeln, und die Mehrzahl wird in der Region Lagos leben.

Fotos. Kalechi Amadi-Obi, Lagos